

Umschau

Der Vaterlandsvater

Markus Somm

Wer Alfred Escher würdigt, kann auf jede Übertreibung verzichten – mehr noch: Selbst wenn der Politiker und Unternehmer weniger für die Schweiz getan hätte, wäre es immer noch epochal. Sein Leben hatte europäisches Format, sein Ende erinnert an ein Königsdrama.

Seine Gegner schimpften ihn einen Eisenbahnbaron, verspotteten ihn als Plutokraten oder nannten ihn schlicht einen Diktator, der wie Napoleon die absolute Macht anstrebe – für seine Anhänger war er der wichtigste und segensreichste Schweizer Staatsmann seit Wilhelm Tell. Kein Politiker hat die Schweiz je so vollständig beherrscht wie Alfred Escher, keiner hat sie stärker geprägt. Was heute die Schweiz nach wie vor zu einem der reichsten und liberalsten Länder dieser Erde macht, was mehr als hundertfünfzig Jahre lang bestimmte, wie Politik betrieben und Wirtschaft zum Blühen gebracht werden: Alfred Escher hat es entschieden – meistens, oder mit Hilfe seiner Freunde.

Gut zwanzig Jahre lang, zwischen 1845 und 1869, wurde in der Schweiz nichts getan und nichts unterlassen, ohne dass Escher ein gewichtiges, das entscheidende Wort gesprochen hätte. Das wahre Bundeshaus lag damals am Zürichsee, in einer prächtigen Villa in der Enge, dem «Belvoir», wo Eschers Familie lebte: Junge ehrgeizige Männer, die in der Eidgenossenschaft etwas werden wollten, baten um Audienz, während sie die weite Sicht über den See auf die Berge bewunderten.

«Während der Kirche, hiess es, könnte ich ihn am besten treffen, da er diese nie besuche», erinnert sich ein damals hoffnungsvoller Advokat, der später zu einem der schärfsten und hinterhältigsten Kritiker Eschers werden sollte: «Nächsten Sonntag, Punkt 9 Uhr, durchschritt ich die herrlichen Gärten des Belvoir, suchte mich in respektabler Kettendistanz von dem gewaltigen Haushunde zu halten und zog die Glocke des Schlosses. Eine appetitliche, etwas chiffonierte Französin, von nicht unerheblichem Vortrag, führte mich ins Vorzimmer und hinterliess mir, während sie mich anmeldete, ein Parfüm von Patchouli, welches ans Elsass und das Obmannamt erinnerte. «Err Dokt sind zu sprech, Err Dokt wart Sie!» Sie öffnete eine Thür und ich stand im Kabinett Sr. Majestät.»

Heute logiert die Hotelfachschule im Belvoir – ein gutes Restaurant, ein schöner Park, aber kein Museum erinnert an einen der grössten Männer der Schweizer Geschichte. Die Verhältnisse, so scheint es, sind gut schweizerisch zurechtgerückt.

Worauf beruhte Eschers Macht? Wir blicken auf ein Dokument aus dem Jahr 1853. Es handelt sich um die Konzession, die der Kanton Zürich der Zürich-Bodensee-Eisenbahngesellschaft, einem privaten Unternehmen, erteilt für den Bau einer Bahn von Zürich nach Dietikon. Wir befinden uns mitten in einem beispiellosen Boom, auch in der Schweiz ist endlich das Eisenbahnfieber ausgebrochen, innert kurzer Zeit wird das Land mit Bahnen überzogen, jeder Winkel sucht Anschluss, und die Spekulation erhitzt den Schweizer in seiner gemütlichen Stube, wo er statt der Bibel Aktienkurse studiert. Millionenvermögen werden gemacht und verloren. Viermal erscheint dieselbe schwungvolle Unterschrift auf dem Konzessionsvertrag: Alfred Escher war sein eigener Vertragspartner in vier Versionen.

Einerseits unterzeichnet er als Verwaltungsratspräsident der Eisenbahngesellschaft sowie als Abgeordneter und Präsident ihrer Direktion, andererseits als zweiter Präsident des Zürcher Regierungsrates. Zur gleichen Zeit war er darüber hinaus Grossrat im Kanton Zürich und Nationalrat in Bern und dort der informelle Führer der liberalen Regierungspartei, die alle sieben Bundesräte stellte, sowie Mitglied (meist als Präsident) der einflussreichsten Kommissionen. Dreimal, was seither nie mehr vorgekommen ist, wählte ihn das Parlament zum Nationalratspräsidenten. Ferner war Escher Erziehungsrat im Kanton Zürich, Kirchenrat und dann auch Schulrat für das eidgenössische Polytechnikum, wie die ETH damals hiess. Ebenso war er bald

Verwaltungsratspräsident der Schweizerischen Kreditanstalt, die er selbst gegründet hatte und zur grössten Bank der Schweiz machte, sowie Aufsichtsrat der Rentenanstalt, eines Unternehmens, das gleichfalls auf seine Anregung hin aufgebaut worden war. Ja, und irgendwann sass er noch in der Stadtzürcher Schulpflege und entschied als Vorstand des städtischen Baukollegiums, wo welche Strassen wann gebaut wurden.

Was heute undemokratisch und wie Ausdruck dicken Filzes wirkt, war in jener Zeit ein Glücksfall für dieses Land. Während in unseren Nachbarstaaten die talentiertesten Politiker Bismarck oder Napoleon III. hiessen, also Leute waren, die für Demokratie und einen liberalen Staat nur wenig Verständnis hatten, setzte sich in der Schweiz ein charismatischer Politiker aus ältester Familie durch, der genau an diesen liberalen Staat glaubte. Die Folgen sind bis heute zu besichtigen.

Escher war vermutlich kein angenehmer Mensch. Jakob Dubs, ein späterer Bundesrat, war lange ein Weggefährte Eschers, am Ende zerstritt er sich mit ihm. Dem Zürcher Diktator warf er «Egoismus» vor: «Das ewige Ich, das alle andern Persönlichkeiten in seinem Dienst verbraucht, sie wohl mit Gold und Ehren füttert, aber ihnen doch ihr Herzblut aussaugt. Absolut in seinem ganzen Wesen, liebenswürdig gegen Freunde, abstossend gegen Gegner, beachtet er stets nur die Stellung eines Menschen gegenüber seinem Ich; danach gilt er viel oder nichts. Das macht ihn unfähig, die Menschen nach ihrem wahren Wesen zu erkennen, was ihn zu öfterm Wechseln seiner Freunde nötigt.» Ähnlich wie die britische Premierministerin Margaret Thatcher beurteilte Escher sein Umfeld schwarz oder weiss: Wer nicht für ihn war, war gegen ihn, stellt 1919 der Zürcher Historiker Ernst Gagliardi in seiner umfangreichen, aber unlesbaren Biografie fest. Machtbewusst, zuweilen autoritär, und doch liberal und demokratisch – dieser vermeintliche Widerspruch durchwirkt Eschers ganzes Leben.

Grossvaters Sünden

Alfred Escher wurde 1819 in Zürich geboren. Sein Familienname hatte in dieser Stadt einen besonderen Klang. Seit Jahrhunderten gehörten die Eschers zu den wenigen führenden Familien der reichen und neben Bern mächtigsten Stadt der alten Eidgenossenschaft. Bis 1798, so zählte Gagliardi, stellte die weitverzweigte Familie Escher fünf Bürgermeister, 45 Mitglieder des kleinen und 82 des grossen Rates, zwei Stadtschreiber, 34 Obervögte und 29 Landvögte. In der europäischen Nachbarschaft hätte man von Hochadel gesprochen, doch das war die Schweiz, das bürgerlichste Land der Welt: Neben ihren Ämtern waren die Eschers stets auf andere Erwerbsquellen angewiesen, sie waren Tuch- und Seidenhändler, Baumwollfabrikanten und Offiziere in fremden Diensten.

Im Fall Alfred Eschers, und das war für seine Zukunft vermutlich entscheidend, hatte der edle Name aber einen blechernen Klang: Sein Grossvater hatte wild spekuliert und war 1788 Bankrott gegangen. Das grosse Vermögen war verspielt. Um der Schande zu entkommen, wanderte er nach Russland aus, wo er als ehemaliger Offizier der Zürcher Milizen in die Dienste des Zaren trat. Er wurde Major der Kavallerie. Bald musste er gegen Napoleon in den Krieg ziehen, ebenso drei seiner sieben Söhne, zwei fielen in einer einzigen Schlacht.

Seinen ältesten Sohn, Heinrich, der Vater von Alfred Escher, jedoch hatte er nach Paris, Genf und London geschickt, um ihn zum Kaufmann auszubilden. Schon mit achtzehn Jahren reiste der junge Heinrich im Auftrag einer holländischen Firma nach Amerika, um Land für eine Kolonie zu erwerben. Das Unterfangen scheiterte, doch Escher blieb. Mit verschiedensten Geschäften – Bodenspekulation, Tabak, Plantagen, vielleicht auch Sklaven – machte der entwurzelte zürcherische Russe ein Millionenvermögen. Henry Escher erhielt Zugang zu den besten Kreisen der jungen Republik. Er kannte George Washington, den ersten Präsidenten, und freundete sich mit Thomas Jefferson an, dem dritten, der die Unabhängigkeitserklärung verfasst hatte. Doch 1814 zog sich der Millionär zurück nach Zürich, um zu heiraten und sich als Privatier niederzulassen. Vor der Stadt baute er das Landgut Belvoir und kümmerte sich vorwiegend um Schmetterlinge und Käfer. Seine bedeutende entomologische Sammlung ging später an die ETH.

Unter diesen scheinbar privilegierten Umständen wuchs der junge Escher heran. Scheinbar, weil die Familie den Ruch des Bankrotts und eines sagenhaften Vermögens aus Amerika nie loswurde. Das «gute Zürich», die alten Familien, wichen den Eschers vom Belvoir aus, und der kurlige Käfersammler sonderte sich ab. Das mag erklären, warum es Alfred Escher schon als Student zu den Liberalen zog, die damals die alten konservativen Familien bis aufs Blut bekämpften. Der vornehme Aussenseiter wurde zum Verräter seiner Klasse. Freundschaften, die Escher noch im Gymnasium geknüpft hatte, zerbrachen. Kein Liberaler war dem Establishment so verhasst wie dieser abtrünnige Sohn – es war ein unbändiger Hass, der ihn sein Leben lang begleiten sollte.

Politik statt Professur

Escher hatte sich 1837 an der Universität Zürich zum Jura-Studium eingeschrieben. Es war eine Zeit ungewöhnlicher Spannung in der Schweiz. In fast allen Kantonen forderten die Liberalen und die etwas linkeren Radikalen – beides Vorläufer der heutigen FDP – die Konservativen heraus, die nach den Erschütterungen der napoleonischen Jahre die alte Eidgenossenschaft verteidigen wollten, wo bloss ein paar alteingesessene Familien alles unter sich ausmachten. Es war ein Staatenbund ohne zentrale Regierung. Die Tagsatzung, das oberste Organ, koordinierte nur, die wahre Macht lag in den Kantonen und dort bei wenigen Familien.

Die Freisinnigen, wie sie sich auch nannten, drangen dagegen auf die Volksherrschaft und den nationalen Einheitsstaat. Da die Liberalen in den reformierten Kantonen viel stärker waren, hatte der Konflikt gleichzeitig einen konfessionellen Charakter. Den Katholiken hielten die protestantischen Liberalen vor, sich dem Papst, dem Inbegriff des Absolutismus und ausländischer Kontrolle, mehr verpflichtet zu fühlen als der Schweiz. In den Augen der Freisinnigen waren die meisten Katholiken Landesverräter.

Mit umso mehr Selbstbewusstsein putschten sie, demonstrierten und gewannen kantonale Wahlen, manchmal zogen die Radikalen sogar mit Waffen gegen die Hochburg der Reaktion, Luzern, mit dem Ziel, die Konservativen militärisch zu zerschlagen. Man muss sich das vorstellen: 3500 junge, bis auf die Zähne bewaffnete Freisinnige wollen Luzern erobern. Offensichtlich war die politische Leidenschaft grösser als das militärische Können; rasch schlugen die Luzerner Milizen, grobe Bauern aus dem Entlebuch, die Studenten in die Flucht. Mehr als hundert bezahlten ihre Gesinnung mit dem Tod. Doch der Krieg war unausweichlich, und im Jahr 1847 wurde in typisch schweizerischer Art in einem der kürzesten und unblutigsten Bürgerkriege der Weltgeschichte – 93 Gefallene – der Gegensatz zwischen Konservativen und Liberalen bereinigt. 1848 gründeten die liberalen Sieger den Bundesstaat und beschlossen die Bundesverfassung, ein Meisterwerk, das sich trotz vieler Revisionen mehr als hundertfünfzig Jahre lang bewährt hat. Auf einen Schlag war die Schweiz zum ersten und einzigen demokratischen Land in Europa, ja fast der Welt geworden. Nur den USA war das früher gelungen.

Was Escher mehr für die Liberalen einnahm – das Nationale oder das Demokratische –, ist schwer zu entscheiden. Sicher ist: Ein grosses Talent suchte sich ein neues, weites Feld. Im Bewusstsein, eine Epoche gestalten zu können, verwarf der frisch promovierte Jurist (summa cum laude) kurzerhand seine Berufspläne, Professor zu werden, und stürzte sich in die Politik. Bereits 1844 wurde er mit 25 Jahren zum jüngsten Mitglied des Grossen Rates des Kantons Zürich gewählt, wie damals der Kantonsrat hiess. Was danach folgte, war vermutlich die steilste politische Karriere der Schweizer Geschichte: Ein Jahr später war Escher Gesandter an der Tagsatzung, mit 28 jüngster Präsident des Grossen Rates und erster Staatsschreiber, um schliesslich mit 29 Jahren Regierungsrat und Regierungspräsident des mächtigen Kantons Zürich zu werden. Gleichzeitig schicken ihn die Zürcher in den Nationalrat des neuen Bundesstaates, dem er 34 Jahre, bis 1882, angehören sollte.

Woran lag dieser beispiellose Aufstieg? Gewiss, als Abkömmling einer ehemals regierenden Familie empfahl er sich rasch für höhere Ämter. So viele gute Leute hatten die Liberalen nicht, nachdem sich

die konservative Elite – auch in Zürich – schmollend ins Privatleben zurückgezogen hatte. Doch Escher muss über eine sehr schweizerische Art von Charisma verfügt haben. 1852 beobachtet ein deutscher Journalist den jungen Nationalrat im Ratssaal: «Folgen wir der Reihe links vom Präsidium», berichtet er in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, «so gewahren wir da einen stattlichen jungen Mann, dessen Züge Geist und Energie, aber auch Härte verraten, Dr. Escher von Zürich. Seine Tätigkeit ist unbegrenzt, vornehmlich als Berichterstatter über Gesetzentwürfe und Petitionen aller Art, Militärisches ausgenommen. Seine Vorträge entbehren rhetorischer Wärme, um so weniger aber einer Klarheit und Deutlichkeit in Auffassung und Darstellung, welche die schwierigsten Fragen beherrscht, logischer Schärfe. Nicht selten bedient er sich mit Glück der Waffe des Spottes und der Ironie. Eine seltene Vielseitigkeit genauer Kenntnisse tritt dem Zuhörer überall aus seinen Reden entgegen, die ein ungekünstelter, leichter Stil, Bestimmtheit und Kraft des Ausdrucks auszeichnet. Seine Gegner werfen ihm Rücksichtslosigkeit in der Wahl seiner parlamentarischen Mittel und ein absprechendes Wesen vor, Vorwürfe, von denen viele unter jenen Gegnern wahrlich selbst nicht rein sind.»

In der Tat: Arbeiten bis zum Umfallen

Besonders Eschers unerschöpfliche Arbeitslust beeindruckte die arbeitsamen Schweizer. Schon zu Lebzeiten kursierte die unüberprüfbare Legende, wonach der tüchtige Regierungsrat sich ab und zu in seinem Büro im Regierungsgebäude, dem Obmannamt, ein Bett aufstellen liess, um zwischen den Aktenbergen zu übernachten. Nach drei, vier Stunden Schlaf habe er um fünf Uhr morgens bereits weitergearbeitet. Berichte, Eingaben, Konzepte schrieb er alle selbst; was seine Mitarbeiter anlieferten, liess er fast zwanghaft nie stehen.

Angeichts seiner Herkunft verblüffte diese Arbeitswut: «Der Sohn eines Millionärs», notierte der Schriftsteller Gottfried Keller 1847 in sein Tagebuch, «unterzieht sich den strengsten Arbeiten vom Morgen bis zum Abend, übernimmt schwere, weitläufige Ämter in einem Alter, wo andere junge Männer von fünf- bis achtundzwanzig Jahren, wenn sie Reichtum besitzen, vor allem das Leben geniessen.»

Als Alfred Escher 1855 vor Überarbeitung zusammenbrach und so schwer erkrankte, dass er aus dem Regierungsrat zurücktreten musste, schreibt Keller, fast etwas triumphierend: «Ich habe mit Betrübnis gelesen, wie... Escher schon fertig ist mit seiner Gesundheit. Was hilft ihm nun sein grosser Eifer, denn er hat sich offenbar durch seine Regiererei und Arbeit ruiniert. Es ist am Ende doch dauerhafter, wenn man sich nicht zu sehr anstrengt.»

Doch Keller, der dank Escher schliesslich Staatsschreiber des Kantons Zürich werden sollte, täuschte sich. Der unermüdliche Diktator beherrschte noch mehr als zehn Jahre lang Politik und Wirtschaft.

Die fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts, als der Bundesstaat noch jung und viele Dinge offen waren, sind eine kritische Zeit der Schweizer Geschichte. Was damals entschieden und geschaffen wurde, prägt das Land bis heute. Zum grossen Glück der Schweiz stand damals eine überaus fähige und optimistische Generation von jungen Liberalen bereit – Escher war ihr unbestrittener Führer. Mit einer atemberaubenden Selbstsicherheit, so scheint es, tat er fast immer das Richtige. 1852 setzte sich Escher in einem wichtigen Beschluss gegen seinen ehemaligen Freund, den Berner Radikalen Jakob Stämpfli, durch. Eher überraschend entschied das Parlament, dass die Eisenbahnen privat und nicht vom Bund gebaut werden sollen. Es ist viel darüber spekuliert worden, warum Escher den Privatbau forcierte. Sicher ging es ihm darum, die Stellung Zürichs zu verteidigen: Nachdem es nicht Hauptstadt geworden war, befürchtete er, dass von Bern aus ein staatliches Bahnnetz gelegt wird, das Zürich erneut benachteiligt. Nur private Unternehmen, am besten aus Zürich, konnten diese Gefahr beseitigen.

Gleichzeitig erweist sich Escher aber als ein echter Liberaler, wenn er im Parlament verlangt, der Bund solle sich nicht einmal darum kümmern, welche Bahnlinien die Schweiz durchziehen sollen

und in welche Richtung, sondern die öffentliche Meinung werde «durch die Aktienzeichnung» entscheiden. «Das ist das beste Urteil.» Diesem Grundsatz wird Escher immer nachleben: Im Zweifelsfall gegen eine Intervention des Staates. «Haben wir auch einigiges Vertrauen zur Macht des Fortschrittes und glauben wir nicht immer, dass wir von Bundes wegen Alles reglementieren sollen!», hielt er fest.

Angesichts einer damaligen Staatsquote von vielleicht drei, vier Prozent mag das etwas puristisch wirken. Tatsächlich war Escher kein Ideologe, sondern ein prinzipienfester Pragmatiker. Wenn es um grosse Investitionen ging, deren Rendite erst langfristig spürbar war, wie etwa ein Polytechnikum, stand es für ihn ausser Frage, dass der junge Bundesstaat dies finanziert. Ohne Eschers Initiative hätte die Schweiz nicht so früh eine der am besten ausgestatteten technischen Hochschulen erhalten. Die ETH war 1855 eröffnet worden und hat sich als eine der glücklichsten Staatsinterventionen der Schweizer Wirtschaftsgeschichte herausgestellt. Ähnlich bereitete es Escher keine schlaflose Nacht, staatliche Subventionen zu verlangen, als er sich daranmachte, die Gotthardbahn zu planen. Doch selbst bei diesem internationalen Projekt zahlten die beteiligten Staaten Italien, die Schweiz und das Deutsche Reich weniger als die Hälfte (85 Millionen), 102 Millionen Franken steuerten die privaten Investoren bei.

Ein Mann verbindet die Menschen

Dass der Bund zunächst aus dem Bau der Eisenbahnen herausgehalten wurde, hatte unabsehbare Folgen für die Schweizer Wirtschaftsgeschichte im Allgemeinen und für das weitere berufliche Fortkommen Eschers im Besonderen. Eigentlich im Wissen, was nun zu tun sei, fragt er einen seiner ältesten Freunde, den Glarner Johann Jakob Blumer, um Rat: «Unter diesen Umständen», antwortet Blumer, «könnte ich die in Dir aufgestiegene Idee, Deine ganze Zeit und Deine ganze Kraft dem Eisenbahnwesen zu widmen, nur unterstützen, indem ich mit Dir davon überzeugt bin, dass ohne Deine thätigste Mitwirkung dasselbe in Zürich nicht recht vom Fleck kommen, Basel aber inzwischen die vollständigsten Siege erringen dürfte. In einem entscheidenden Augenblicke, wie der gegenwärtige, dürfen begabte und energische Naturen ihre Zeit nicht mit Kleinigkeiten zersplittern; sondern müssen sich, wenn die Sache gerathen soll, dem Einen, was Not thut, hingeben.»

Rascher als die meisten anderen Konkurrenten gründet Escher eine private Eisenbahngesellschaft und fusioniert sie mit der einzigen bestehenden Bahn (Zürich–Baden) zur Nordostbahn-Gesellschaft und sichert sich etliche Konzessionen, um bereits im Frühling 1855 die Linie Winterthur–Romanshorn zu eröffnen. Wenige Jahre später fährt die Nordostbahn vom Bodensee durchgehend bis nach Aarau. Sie ist die rentabelste Bahn der Schweiz, Regierungsrat Alfred Escher ist Verwaltungsratspräsident und Präsident der Direktion. Aus dem begnadeten Politiker war ein erstaunlicher Unternehmer geworden.

Weil sich bald zeigte, dass die Finanzierung der Bahnen durch schweizerisches Kapital an Grenzen stiess und man bereits mit den Frankfurter Rothschilds, den zahlungskräftigsten Bankiers Europas, in Verhandlung stand, griff Escher eine Innovation aus Paris kurz entschlossen auf. Nach dem Vorbild des Pariser Crédit Mobilier, einer Bank, die damals für Furore sorgte, weil sie die ungenutzten Ersparnisse der kleinen Leute anzapfte und diesen Kapitalstrom in die Industriefinanzierung leitete, gründete Escher mit Geschäftspartnern von der Nordostbahn 1856 die Schweizerische Kreditanstalt in Zürich.

Nach anfänglich etwas durchzogenen Jahren machte Escher die Bank bald zum führenden Institut der Schweiz. Mit ihren Krediten befeuerte es die halbe einheimische, rasch wachsende Industrie. Vor der Gründung der Kreditanstalt waren Basel und Genf die bedeutendsten Finanzplätze der Schweiz gewesen. Zürichs Rolle war provinziell. Nun stellte der Emporkömmling innert weniger Jahre die alten Konkurrenten in den Schatten. Aus der Kreditanstalt heraus, der heutigen Credit Suisse, entstanden im folgenden Jahrzehnt die Rentenanstalt, die Schweizer Rück und indirekt die Zürich-Versicherung, mit anderen Worten: Ohne Kreditanstalt, ohne Escher wäre der Finanzplatz Zürich,

der heute zu den ersten der Welt gehört, nicht entstanden.

Meister der Umsetzung

Ursprünglich ging die Anregung, eine solche moderne Bank zu gründen, auf einen Zürcher zurück, der in Leipzig lebte und die dortige Kreditanstalt nach Zürich erweitern wollte. Wie vollständig Escher sich diese Idee aneignete, als hätte er nie etwas anderes im Kopf gehabt, wie kaltblütig er die Leipziger aus dem Unternehmen drückte und wie rücksichtslos er die Sache umsetzte, verrät, was ihn auszeichnete: «Er hat keine grossen schöpferischen Gedanken, und seine selbständigen Conceptionen sind sogar unbedeutend», schrieb der einstige Zögling Jakob Dubs: «Dagegen hält er, wenn er einmal einen Gedanken ergriffen hat, an diesem wie eine Zange fest und ruht nicht, bis er ihn durchgedrückt hat. Alles Unbestimmte, Nebel- und Schwindelhafte ist ihm von Grund aus zuwider; er will überall auf die Tiefe sehen, ehe er sich in irgend etwas einlässt. Er ist durch und durch Realist.»

Escher war, seit er in der Politik sein Debüt gegeben hatte, in weiten Kreisen verhasst. Im Laufe seines Regiments und seines eindrücklichen Erfolgs auch als Unternehmer und Bankier nahm die Abneigung zu, besonders im Kanton Bern. Die Auseinandersetzung mit dessen stärkstem Vertreter, Jakob Stämpfli, der 1854 in den Bundesrat gewählt worden war, durchzog die gesamten fünfziger Jahre. In der Regel siegte Escher, der die Mehrheit im Parlament kontrollierte. Was anfangs Meinungsverschiedenheiten unter zwei jungen Parteifreunden waren, steigerte sich zu einem grundsätzlichen Streit, dessen Ausgang die Geschichte der Schweiz bestimmte.

Während Stämpfli den Berner Etatismus verkörperte, der auf eine lange Tradition bis weit ins Mittelalter zurückreichte, stand Escher für die wirtschaftsliberalen Vorstellungen der Zürcher und der Ostschweizer, die sich schliesslich durchsetzten. Zum Wohl der Schweiz. An der Frage der Eisenbahnen und der Rolle, die der Bund darin spielen soll, entzündete sich ein Konflikt, der Jahr für Jahr gehässiger geführt wurde, wobei die Presse daran eine wesentliche Mitschuld trug.

Krieg unter Journalisten

Routinemässig wurde Escher in der Berner Zeitung, die immer Stämpflis Meinung vertrat, als «Eisenbahnkönig» verhöhnt, der über Millionen und Millionen verfüge und damit einen «zweiten Staat im Staate» bilde. Zurück schlug die NZZ, die ganz auf Eschers Linie lag und wo dieser regelmässig Beiträge seiner Gefolgsleute als Kommentare platzierte. «Die NZZ setzt ihr Verdächtigungshandwerk in einer Weise fort, dass man sich besinnen muss, ob ihr noch geantwortet werden dürfe», schrieb die Berner Zeitung: «Nachdem die Eisenbahnherren mit der Verdächtigung, Stämpfli übersehe in der Begünstigung der bernerschen Interessen die Interessen der Eidgenossenschaft, nicht durchdringen konnten, entblöden sie sich nun nicht, seine staatsmännischen Bestrebungen als dem reinsten persönlichen Eigennutz entsprungen darzustellen.»

Die NZZ hatte behauptet, Stämpfli besitze Aktien der Ostwestbahn, die er als Bundesrat förderte. «Nur wer sich selbst jeder Ehre baar weiss, kann diejenige eines Andern so leichtfertig besudeln wollen.» Doch die NZZ war bloss nicht präzise: Stämpfli hatte keine Aktien, sondern ihm war von jener Firma ein Gehalt versprochen worden. Erst als Stämpfli 1863 aus dem Bundesrat zurücktrat, um Präsident der neuen Eidgenössischen Bank zu werden – also selbst versuchte, ein Plutokrat zu werden –, erst dann wurde die Berner Presse kleinlaut. 1877, nach einer Reihe schwerer Verluste, entliess die Bank den ehemaligen Bundesrat.

Wenn es ein historisches Gesetz gibt, dann dieses, wonach einem grossen Aufstieg irgendwann der Absturz folgt. Escher war zu mächtig geworden. Der Luzerner Philipp Anton v. Segesser, einer der besten Politiker seiner Generation, der aber, da katholisch-konservativ, nichts zu sagen hatte,

beschrieb Escher in seinen Erinnerungen: «Wie Augustus das Römerreich, so sah er die Eidgenossenschaft zu seinen Füßen.» Eschers Aufstieg, Eschers Fall ist eine Geschichte von europäischem Format, wie sie die Schweiz selten erlebt – und doch ist sie typisch für dieses Land, das Macht bis auf die Gemeindeebene hinunter zerstückelt.

Der Widerstand gegen Eschers Omnipotenz formierte sich ausgerechnet im Kanton Zürich, der ihm alles verdankte. Und doch überrascht das nicht. Nirgendwo war seine Präsenz erdrückender. Besonders auf der Landschaft und in den kleinen Städten schlossen sich die Übergangenen und die Herausforderer zusammen. Als Demokratische Bewegung, geführt von einigen Notabeln in Winterthur, gelang es ihnen, 1869 Eschers Partei, die Liberalen, von der Macht zu vertreiben.

Vorangegangen war eine beispiellose Kampagne gegen das «System Escher», wie es nun polemisch genannt wurde. Dabei spielte ein Journalist, Friedrich Locher, ein scharfzüngiger, «kleiner Advokat», eine hervorragende Rolle. Selten ist ein Politiker unerbittlicher verfolgt worden als Alfred Escher. Unter dem Titel «Die Freiherren von Regensburg» veröffentlichte Locher gut geschriebene Pamphlete, worin er prominente Gefolgsleute Eschers nach allen Regeln der Kunst auseinandernahm. Alles, was man einem Menschen vorwerfen kann, warf Locher seinen Opfern vor: «Mein bester Kunde war stets der Herr Obergerichtspräsident Ulmer» zitierte Locher eine Bordellbesitzerin, gleichzeitig hielt er dem Richter vor, sich einen Dokortitel erschwandelt, seinen Geschwistern die Heirat verboten, Recht gebeugt und mit Aktien betrogen zu haben.

«**Ha, ha, ha!**»

Das meiste stimmte nicht, sondern es waren elegant formulierte Verleumdungen. Dennoch riss sich das Publikum die dünnen Hefte aus den Händen. In fünf Tagen war die erste Auflage ausverkauft.

Am Sechseläuten 1866 waren die «Freiherren» Tagesgespräch. Locher triumphierte: «Das System hat Unglück mit seinen Stützen. Man durchsägt ihm eine Krücke nach der andern... Bald hopst es nur noch auf einem Bein. Noch ein kräftiger Stoss, und es fällt. Ha, ha, ha!» Andere Journalisten erschrakten: «Der Schlag wird so geführt», beobachtete die Limmat, «als ob, wie in jenen schauerlichen amerikanischen Duellen, beide Kämpfer im dunkeln Zimmer mit offenem Messer einander ans Leben gingen. Wir würden uns gar nicht wundern, wenn aus der Broschüre noch Blut tröpfelte.»

Lochers Aggressivität war am Ende selbst den siegreichen Demokraten unheimlich. Er sollte in der Schweizer Politik keine Rolle mehr spielen. Später schrieb er Hymnen auf Bismarck und dessen «Staatssozialismus».

Der Verlust der Macht in Zürich war der Anfang des Niedergangs von Escher. Nun bröckelte sein Einfluss in Bern, schliesslich büsste er auch seine wirtschaftliche Stellung ein. Die Nordostbahn setzte auf die falschen Linien und verlor viel Geld.

Was ihm aber das Genick brach, war ausgerechnet jenes Projekt, womit er Weltverkehrsgeschichte schreiben sollte: die Gotthardbahn. Noch einmal hatte Escher Anfang der sechziger Jahre eine fremde Idee sich einverleibt und «die grösste Interessencoalition» gebildet, «die bisher noch in der Schweiz entstanden war», wie Segesser neidisch anerkannte. In einem Land, wo nichts hartnäckiger verteidigt wird als lokale Interessen, war es eine Meisterleistung. Kaum war mit dem Bau begonnen worden, liefen die Kosten völlig aus dem Ruder – was man dem Unternehmer Escher nur zu gerne anlastete. Komplizierte Verhandlungen in Bern, Berlin und Rom folgten, schliesslich zwang ein rachsüchtiges, jetzt von den Demokraten beherrschtes Parlament Escher zum Rücktritt von der Gotthardbahn – obwohl er es gewesen war, der die Nachtragskredite erfolgreich gesichert hatte. Zu seiner Kränkung wurde er nicht einmal mehr in den Verwaltungsrat gewählt.

Bei Bundesrat Emil Welti, einem engen Partner, der ihn fallen gelassen hatte, beklagte sich Escher.

Er habe dieses Mandat nicht aus «persönlicher Eitelkeit» erwartet, sondern es handle sich darum, «ob ich nicht Gefahr laufe, nach Allem, was ich mir zugemuthet und was ich geopfert habe, schliesslich von der Welt als ein Mann angesehen zu werden, der sich die Verwirklichung eines grossen, seinem Vaterlande nützlichen Werkes zur Lebensaufgabe gemacht hat, dann aber als unfähig erfunden wurde, diese Lebensaufgabe zu lösen».

Escher bekam die Chance nicht mehr. Als am 29. Februar 1880 der Tunnel durchstossen wurde, hatte man Escher nicht einmal an die Feier eingeladen. Mit seiner Tochter war der alte Mann nach Paris geflüchtet: «In diesem Augenblicke bin ich aber zur Abwechslung wieder unwohl. Heftiger Husten, Asthma-Anfälle in der Nacht, intermittirender Puls. Es ist mir seit Dienstag Zimmerarrest auferlegt.» In der Öffentlichkeit galt Escher jetzt als der Mann, der einen Tunnel baute, der viel mehr kostete als vorgesehen. Man sah ihn als einen Bankrotteur an, dessen Nordostbahn-Gesellschaft fast untergegangen war. Man hielt seine Zeit für abgelaufen.

Alfred Escher starb 1882. Kurz vorher war der Gotthardtunnel eingeweiht worden. Dieses Mal hatte man ihn eingeladen. Doch er war bereits zu krank, um an der Feier teilzunehmen.

(c) 2006 by Die Weltwoche, Zürich - E-mail: webmaster@weltwoche.ch